

## Ohne Fleiß kein Preis: Nochmals zur Erklärungskraft der Arbeitswertlehre

Von Fritz Helmedag, Chemnitz

Die Macht der Wahrheit wird sich  
indess schließlich auch an jenen erpro-  
ben, welche, im Gefühl ihrer Unfähig-  
keit zur Lösung der höchsten Aufgaben  
der Socialwissenschaften, ihre eigene  
Unzulänglichkeit zum Massstabe für  
den Werth wissenschaftlicher Leistun-  
gen überhaupt erheben möchten.

*Carl Menger*

### *1. Der Lager-Koller: Innenansichten und äußeres Erscheinungsbild*

Einerlei wie getrennt die ökonomischen Abteilungen im übrigen marschieren, in der Zurückweisung der Arbeitswertlehre herrscht herzlichste Einmütigkeit. Falls sie überhaupt in den gängigen Texten Erwähnung findet, dann meist auf das Format einer dogmengeschichtlichen Fußnote zurechtgestutzt. Selten genug erinnert ein versprengtes Fähnlein Nostalgiker an deren frühere Glanzzeit als Zankapfel hitziger Turniere auf dem Feld der Politischen Ökonomie. Um das Fossil sähe es aktuell noch düsterer aus, wenn nicht die bemerkenswertere Weise von jedem Lager (!) reklamierte Kontinuität im ökonomischen Forschungsprogramm Tribut an die klassischen „Großtheoretiker“ forderte. Immerhin erhoben sowohl Smith und Ricardo als auch Marx zunächst *allein* die Arbeit zum Bestimmungsgrund der Tauschrelationen vermehrbarer Waren. Nur mehr oder weniger zähneknirschend und zögerlich fügten sie (scheinbar) notwendige Modifikationen hinzu. Allerdings führte die Nachbesserung stets vom Regen in die Traufe: Während vorher klare und tiefe Einblicke von gesellschafts- und wirtschaftspolitisch immenser Tragweite erzielt worden waren, stocherte man hinterher im dichten Nebel unbekannter Kausalitäten und vertrackter Interdependenzen.

Das ist bis zur Gegenwart so geblieben. Sraffas Produktionspreistheorie strotzt vor Ungereimtheiten (Auflistung später), von den Patzern der neoklassischen Äquilibristik (hier) ganz zu schweigen. Für Konfliktstoff wäre mithin reichlich gesorgt, hätte die Kombattanten mittlerweile nicht eine gewisse Mattigkeit ergriffen. Die Selbstbeweihräucherung im geschlossenen Zirkel verspricht dagegen höheres Prestige. Lediglich die Skepsis gegenüber Außenseitern und Randgruppen beschwört zuweilen ephemere Koalitionen zwischen den Fraktionen herauf. Dem zeitgenössischen „Jungtheoretiker“

fällt in dieser Großwetterlage die „eigene“ Urteilsbildung bezüglich Arbeitswertlehre leicht. Dank einer Vielzahl sich wechselseitig bekräftigender Autoritäten (sogar der anderen Seite) darf ihn nicht der leiseste Zweifel beschleichen: Das Rechnen in Arbeitswerten gleicht der Mund-zu-Mund Beatmung einer Leiche. Ein Solist, der sich heutzutage der Revitalisierung dieser Steinzeitökonomik verschreibt<sup>1)</sup>, kann weder lehrgeschichtlich geschult, noch formal sattelfest sein. Kurzum, es *muß* sich um die Grille eines weltfremden Exzentrikers handeln. Eine ernsthafte Auseinandersetzung mit der altmodisch wirkenden und längst ausgemusterten Konzeption disqualifiziert sich in diesem Licht von vornherein als ein müßiges Unterfangen.

Statt dessen winken über Parteigrenzen hinweg (erste) Sporen für eine geharnischte Zurechtweisung solcher Häretiker<sup>2)</sup>. Diese Entlarvung des proklamierten wertheoretischen GAU als Ente hat obendrein die höchst willkommene prophylaktische Nebenwirkung, eventuell aufkeimende oder bereits *in pectore* gehegte Irritationen mit Stumpf und Stil auszurotten. Lauerte doch sonst das lauffbahnstrategisch fatale Restrisiko, daß der Einsturz des neoricardianischen (Karten-) Hauses das eigene Projekt – Rätsellösen, Aufräumarbeiten – verschüttet. Sraffa-Jünger haben's ohnehin schon schwer genug, sich gegen den neoklassischen *mainstream* zu behaupten, ungeachtet der einstmals erworbenen Meriten.

Tatsächlich besteht das bleibende Verdienst der neoricardianischen Theorie in der vernichtenden Kritik all jener Entwürfe, welche unter „Kapital“ eine *physisch* meßbare Größe verstehen: Die Profitrate sperrt sich der Interpretation als ein von Angebot und Nachfrage bestimmter Preis eines „Kapitalquantums“. So weit, so gut. Was jedoch die positive Erklärungskraft der Konzeption Sraffas und seiner Epigonen anbelangt, muß Fehlzanzeige erstattet werden. Neoricardianer sind in erster Linie Anti-Neoklassiker. Mit Recht kehren sie Irrtümer der herrschenden Lehre hervor, aber sie werden eigentümlich einsilbig, sobald es um handlungsweisende Konsequenzen *ihrer eigenen* Analysen geht. Die Quintessenz, letzten Endes sei alles denkbar, strahlt einen extrem bescheidenen wirtschaftspolitischen Charme aus. *In the long run* muß mehr als Nörgeln geboten werden.

Die gängigen Standardwerke liefern beeindruckendes Anschauungsmaterial, welchen Rang die breite Masse der Ökonomen der kapitaltheoretischen Kontroverse mittlerweile zubilligt: Schnee von gestern. Dies dürfte mit ein Grund dafür sein, daß unterdessen ein kräftig wachsender Teil des neoklassischen Nachwuchses von der Cambridge-Cambridge-Kontroverse keinen blassen Schimmer mehr hat. Schon deshalb traktieren sie ohne Gewissensbisse wieder die alte Leier, Finger(*spiel*)übungen satt. In diesem Panorama ähneln die Neoricardianer immer mehr den sprichwörtlichen Rufern in der einsamen Wüste. Unter solchen Lebensbedingungen gedeihen sektiererische Verhaltensmuster: Jedes Gruppenmitglied hat jedem anderen anlässlich jeder Gelegenheit die großartigen Erkenntnisse sowie die herausragenden Leistungen der exklusiven Konzeption zu attestieren. Beschwörungsformeln gehören zum festen Ritual. Mit Andersdenkenden wird da kurzer (!) Prozeß gemacht.

<sup>1)</sup> Vgl. Helmedag, F., Zur Berechtigung der grundlegenden theoretischen Konstruktion von Marx im ersten Band des „Kapital“. In: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Bd. 212 (1993), S. 442–450 und umfassender Helmedag, F., Warenproduktion mittels Arbeit. Zur Rehabilitation des Wertgesetzes (1992), 2. Aufl., Marburg 1994.

<sup>2)</sup> Vgl. Lager, Chr., Über einen weiteren vergeblichen Versuch zur Rechtfertigung der Arbeitswertlehre. Ein Kommentar zu Professor Helmedag. In: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Bd. 214 (1995), S. 463–469.

Ein schönes Beispiel hierfür sind die Auswirkungen der Numérairewahl<sup>3)</sup>. Steif und fest wird etwa behauptet, die ausgesuchte Recheneinheit „... cannot alter the mathematical properties of the economic system under investigation“<sup>4)</sup>. Tja, die unumstößlichen mathematischen Eigenschaften ... Vor dieser Peitsche ist Kuschen angezeigt. Oder? Unter uns gesagt, in Abhängigkeit von der Zählgröße verläuft die Lohnkurve in einem Zwei-Sektoren-Modell mal konvex, mal konkav, je nach Gusto. Zugegeben, dadurch ändert der Preis-Wicksell-Effekt sein Vorzeichen. Das heißt wiederum, *Capital reversing* – Profitrate und Kapitalwert wandern trotz ausdrücklichen neoklassischen Verbots in die gleiche Richtung – ist bloß Resultat des momentan favorisierten Maßstabes<sup>5)</sup>. Die *mathematical properties* bleiben indes davon erklärtermaßen unbeeindruckt. Welcher objektive Gebrauchswert solchen kryptischen Orakeln beizumessen ist, steht in den Sternen. Der aufklärerische Anspruch von einst? Verloren, vergessen, vorbei ... Es gilt, um jeden (!) Preis eine zweite Front im sicher gewählten dogmatischen Hinterland zu verhindern. Drum laut gepfiffen im finsternen Walde: Nicht sein kann, was nicht sein darf!

Diese Konditionierung, wohl verstärkt durch ihm ferner von kompetenter Seite zuteil gewordene „Hinweise“, erklärt die von Christian Lager in seinem Kommentar meiner Studien angeschlagene Tonalität. Es ist in der geschilderten Konstellation allzu menschlich, wenn er meint, auf einen groben Klotz gehöre ein größerer Keil. Trotzdem zögere ich keinen Augenblick, Lager dreifachen Dank zu zollen. Erstens verdient seine Tapferkeit Lob, nicht wie andere in der Verdrängung Heil zu suchen, sondern mit den vorhandenen knappen Mitteln Gefahrenvorsorge zu betreiben. Zweitens schwingt er bei seinem Ausbruch aus dem Schweigekartell die polemische Keule mit einer Verve, welche mir abverlangt, passende rhetorische Register zu ziehen: TIT FOR TAT. Zwar zementiert dieses Echo mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit die Defektion meines Kritikers, jedoch wird dem unbefangenen Dritten nebst einer Steigerung des Unterhaltungswertes eine Entscheidungserleichterung geboten<sup>6)</sup>. Bedauerlicherweise begrüßenswert ist schließlich Lagers beachtliches Spekulationsvermögen im Prinzipiellen sowie speziell seine ausgeprägte Fingerfertigkeit in der freihändigen Ausschmückung fremder Texte. Kennern des Milieus sind solche Reaktionen ein Wink mit dem Zaunpfahl: Not kennt kein Gebot, der Zweck heiligt die Mittel.

Ehe ich auf die erhobenen Vorwürfe inhaltlich eingehe, sei mir ein allgemeiner Lage(r)bericht gestattet. Zur Steigerung des autosuggestiven Moments garniert Lager sein Dokument der Gesundbeterei mit maliziösen Spitzen. Soweit sie mich allein betreffen, könnte man das unter der Rubrik Effekthascherei verbuchen und vergessen.

<sup>3)</sup> Ein weiteres einschlägiges Exempel böte Garegnanis in Hülle und Fülle nacherzählte Geschichte über die Hülle und ihre Fülle – äh, den Kern.

<sup>4)</sup> Kurz, H. D., Gehrke, Ch., On the Choice of Technique: A Comment. In: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Bd. 213 (1994), S. 100–106, S. 102.

<sup>5)</sup> Vgl. zur Abwechslung Helmedag, F., Lohn- und Profitkurven, in: Wirtschaftswissenschaftliches Studium (WiSt), 20. Jg. (1991), S. 408–412.

<sup>6)</sup> Bei diesem Bemühen sind mir freilich enge Schranken gesetzt, wie Hirsch am Rande notiert: „Weshalb [!] Helmedag ... die Arbeitslehre propagiert, ist nicht einmal [?!] angesichts seiner oftmals in sich widersprüchlichen Argumentation verständlich.“ Die Schönheit dieses Eigentors tröstet über fehlende Belege hinweg. Vgl. Hirsch, J., Wert und Preis auf „unvollkommenen“ Märkten. In: Ott, A. E. (Hrsg.), Probleme der unvollkommenen Konkurrenz, Tübingen 1994, S. 3–44, S. 10, Fn. 24. Zitatzusätze in eckigen Klammern stammen – bis auf eine Ausnahme – von mir.

Aber nein, mein Kritiker läßt auch Dritte nicht ungeschoren. Es ist fast ergiebiger, die erzeugte Arbeitsatmosphäre auszuleuchten als seine konkrete Gegendarstellung zu mustern. Das geschaffene Klima sagt viel über dessen Urheber und die Stimmung, die in der Wetterküche herrschen muß.

Lager erweist mir beispielsweise in seinem Artikel die permanente Ehre, mich unermüdlich mit meinem zuletzt erworbenen akademischen Grad zu titulieren. Eine byzantinische Marotte? Weit gefehlt! Denn seinem „Berater“ verweigert er den Kotau. Ist Lager (akademischer Abschluß unbekannt) etwa der Auffassung, Kollege Kurz sei kein „richtiger“ Professor, nur weil dieser ohne Habilitation die Karriereleiter erklimmt? Warum versagt er Borkiewicz den redlich erworbenen Dienstgrad? – Ist's auch Irrsinn, so hat es doch Methode. Aus einer Anmerkung erfahren wir, woher der Wind weht.

Darin glaubt Lager, des Lesers gewiß brennendes Interesse stillen zu müssen, meine Thesen zur Tragfähigkeit der Arbeitswerttheorie seien „... bereits in einem anderen Werk, welches 1991 von der Fakultät für Wirtschaftswissenschaften der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen als Habilitationsschrift akzeptiert wurde, enthalten ..“<sup>7)</sup>. Ist Lager nicht einmal bis ans Ende des Vorworts meiner „Warenproduktion mittels Arbeit“ gedungen? Dort ist von einer „früheren Fassung dieser Studie“ die Rede, keineswegs von einer „anderen“ Schrift<sup>8)</sup>. Und, auf die Gefahr hin, die Fassungskraft des Grazer Lagers endgültig zu überschreiten, ein zusätzliches Detail: Meine Arbeit wurde von der Fakultät nicht bloß „akzeptiert“, sondern sogar mit dem (dotierten!) Friedrich-Wilhelm-Preis der Hochschule bedacht. Das tut weh.

Die Stoßrichtung der präsentierten Phantasiegebilde ist in Wahrheit eine andere: Ausschließlich aufgrund „unbedarfter“ Berichterstatter – euphemistisch formuliert – meisterten meine, in des außenstehenden Betrachters Augen absurden Thesen überhaupt akademische Hürden. Eine andere Welterklärung läßt sein Erfahrungsschatz nicht zu<sup>9)</sup>. Vielleicht ist man in Graz vor dem Hintergrund gewisser historischer Vorkommnisse ganz besonders empfindlich geworden. Um so mehr gilt es, mit missionarischem Eifer vor falschen Propheten (ohne Bart) zu warnen und vor allem dem Publikum zu zeigen, wo's wirklich langgehe. Nur keine Unruhe aufkommen lassen. Deswegen der inflationäre Gebrauch meines „Vornamens“: Die überreichliche Versorgung soll Kaufkraftminderung heraufbeschwören und Vertrauensverlust bewirken. Nichts neues unter der Sonne: Mister Sraffa (??) sendet beste Empfehlungen an Professor Hayek (!!). Da ist jemand mit Sicherheit im verkehrten Märchen gelandet.

<sup>7)</sup> Vgl. Lager, Chr., a.a.O., S. 463, Fn. 3.

<sup>8)</sup> Vgl. Helmedag, F., Warenproduktion ..., a.a.O., S. XII.

<sup>9)</sup> Die Ausbuchstabierung der Implikationen von Lagers Schiedsrichterbeleidigungen möchte ich allen Beteiligten ersparen. Sie unterstreichen indes eine Usus zu werden drohende Tendenz im Team. So schreckte das Autorengespann Kurz und Gehrke in dem genannten Diskussionsbeitrag in dieser Zeitschrift nicht einmal vor (abgedruckter!) Herausgeberschelte zurück, um einen ihnen mißliebigen Artikel zu diskreditieren. Vgl. Kurz, H. D., Gehrke, Chr., a.a.O., S. 100. Der angegriffene Aufsatz mag durchaus seine Mängel haben, aber was berechtigt dazu, die Verantwortlichen einer traditionsreichen Fachzeitschrift zu tadeln, die stets als offenes Forum konträrer, in der Sache kompromißloser Dispute unter Wissenschaftlern konkurrierender Auffassungen gedient hat? Nebenbei bemerkt sollte das Schicksal von Garegnanis berühmtem Aufsatz, den Kurz und Gehrke zitieren, dem Duo zu denken geben, statt Zensur zu verlangen. Garegnanis Beitrag lag nach Einreichung sieben Jahre auf Eis und wurde erst nach einer Intervention Samuelsons publiziert, bezeichnenderweise der Schurke im Drama.

Im gleichen Kielwasser schwimmt Lagers Rüge, ich hätte „den historischen Versuch eines großen Ökonomen, die Arbeitswertlehre zu überwinden“<sup>10)</sup> „kurzerhand“<sup>11)</sup> und „leichtfertig“<sup>12)</sup> als überflüssige Anstrengung eingestuft. Spätestens jetzt muß auf die Unklarheit hingewiesen werden, *welche* meiner Schriften Lager ins Visier nimmt. Einerseits deutet er schon mit dem Titel seines Diskussionsbeitrags an, meine einschlägigen Resultate in Bausch und Bogen widerlegen zu wollen. Andererseits bezieht er sich – wo es ihm paßt, selbstredend – lediglich auf meinen Aufsatz über die von Borkiewicz vorgeschlagene Lösung des Transformationsproblems. Diese selektive Wahrnehmung äußert sich in Sätzen wie: „In den von Professor Helmedag diskutierten Produktionspreismodellen wird ohne Fixkapital produziert und eine uniforme Produktionsperiode unterstellt“<sup>13)</sup>. Oder: „Technikwahl wird jedoch von Professor Helmedag nicht thematisiert“<sup>14)</sup>.

In dieser Pauschalität sind beide Aussagen freie Erfindungen. Natürlich habe ich in dem Borkiewicz-Artikel weder Fixkapital aufgegriffen, noch die Technikwahl betrachtet. Der Ansatz von Borkiewicz berücksichtigt diese beiden Aspekte (mit Recht) gar nicht. Warum hätte ich in einem Beitrag, der – wie die Überschrift schon signalisiert – die Produktionspreisproblematik in dem *von Borkiewicz* seinerzeit gesetzten Rahmen aufrollt, Fixkapital und Technikwahl erörtern sollen? Lagers Kommentar spiegelt demgegenüber vor, es handele sich *meinerseits* um eine schwerwiegende Weglassung. Infolgedessen füllt er sein Elaborat nahezu zur Hälfte mit seinen fixkapitaltheoretischen Ergüssen. Dabei übergeht er geflissentlich, daß ich mich in der „Warenproduktion mittels Arbeit“ *in extenso* mit dieser Modellerweiterung beschäftigt habe<sup>15)</sup> – mit verheerendem Ergebnis für die neoricardianische Theorie übrigens (Info folgt). Darüber schweigt des Sängers Höflichkeit verschämt; oder kennt er etwa den Text wirklich nur vom Hörensagen?

Noch grotesker ist Lagers Monitum, Professor Helmedag habe die Technikwahl in den Wind geschlagen. Tatsächlich beackerte ich dieses Sujet sowohl in einer Handvoll Aufsätzen als auch monographisch<sup>16)</sup>. Hätte mein lieber Kritiker dieses Buch einmal zur Hand genommen und einen Blick in das Literaturverzeichnis geworfen, wäre ihm (u. U.) ins Bewußtsein gestiegen, worüber ich meine Diplomarbeit (lang, lang ist's her: 1979) anfertigte. „Zur Wertlehre von Karl Marx“ verbreitete sich das gute Stück. Damals vermuteten viele (Schreiber dieses inklusive), mit Sraffas „Warenproduktion“ ein Fundament zu besitzen, worauf sich eine über die Beschränktheiten von Angebot und Nachfrage hinausgehende Wirtschaftstheorie errichten ließe. Zwangsläufig mußte der Marx des dritten Bandes Federn lassen. Erst die sich im Verlauf der Jahre auftürmenden Paradoxa und Anomalien (gemach, gemacht) erzwangen schließlich eine radikale Re-Vision: langer Anlauf, kurzer Sprung. Vor dieser Kulisse gefällt sich Lager zu tönen, ich würde die Marxschen Rettungsversuche der Arbeitswerttheorie „leicht-

<sup>10)</sup> *Lager, Chr.*, a.a.O., S. 463. Offen ist, wen Lager meint. Etwa Marx? War dessen Bestreben, die Arbeitswertlehre zu *überwinden*?

<sup>11)</sup> Vgl. ebenda, S. 463.

<sup>12)</sup> Vgl. ebenda, S. 469.

<sup>13)</sup> Vgl. ebenda, S. 464.

<sup>14)</sup> Vgl. ebenda, S. 467.

<sup>15)</sup> Vgl. *Helmedag, F.*, *Warenproduktion ...*, a.a.O., S. 281–316.

<sup>16)</sup> Vgl. *Helmedag, F.*, *Die Technikwahl bei linearer Einzelproduktion oder Die dritte Krise der Profitrate*, Frankfurt a. M., Bern, New York 1986.

fertig“ und „kurzerhand“ über Bord. – Plaudern wir weiter ein bißchen aus dem Nähkästchen, ohne freilich peinliche Vollständigkeit anzustreben.

Scharfes Profil erhält der Grazer Vorwurf, wenn man berücksichtigt, daß ich mit einem der im Hintergrund wirkenden Akteure – es darf kurz getippt werden – seit Jahren in Kontakt stehe. Mein Buch zur Technikwahl habe ich ihm am 29. 05. 1986 zugeschickt – hat er jenen, dem er seine Fingerzeige angedeihen ließ, womöglich lückenhaft beraten? Warum überdauerte Lagers objektive Falschaussage, die Technikwahl werde von mir ignoriert, den Unterstützungsprozeß? Und, um nicht bloß andere aus meinem Schriftwechsel zitieren zu lassen: Vergaß der Hinweisgeber darüber hinaus meinen mehrseitigen Brief vom 03. 02. 1987 an ihn, in welchem sein schütteres, nun von Lager wieder geltend gemachtes (Schein-)Argument bereits abschlägig beschieden wurde?

Schließlich existiert eine brandaktuelle Kurz(!)fassung, die den Kern der Lager-Kritik ausmacht. Allerdings ist sie nicht auf seinem Humus erblüht. Ungefähr einen Monat vor Einreichung seines Diskussionsbeitrags leitete mir besagter Briefpartner ein Schreiben zu, aus dem ich die entsprechende Passage zum besten geben möchte:

„Ihren Aufsatz in den *Jahrbüchern* habe ich bereits vor einiger Zeit kurz (!) überflogen (!!). Ich fürchte, daß ich Ihrem dort entfalteten Argument nicht zustimmen kann. Im von Ihnen unterstellten Bortkiewicz-Modell beinhaltet die Einräumung von Zahlungszielen, auf die Sie großen Wert legen, daß Sektor I notwendigerweise gegenüber den Sektoren II und III Nachteile erleidet: Nur der erste Sektor räumt Zahlungsziele ein, d.h. verliert Profit über eine Periode hinweg, die beiden anderen Sektoren hingegen sind die lachenden Nutznießer hiervon.“

Erwartungsgemäß ließ ich diese Fehlinterpretation nicht auf sich beruhen. Wochen vor Abgabe des Lager-Papiers antwortete ich wie folgt:

„In Ihrem Brief gaben Sie zu meinem Lösungsvorschlag zu bedenken, nur der Sektor I räume Zahlungsziele ein, woraus Sie schließen, er verlöre über eine Periode hinweg Profit und die anderen Sektoren wären die lachenden Nutznießer. Dieser Überlegung vermag ich mich nicht anzuschließen. Tatsache ist, daß bei allen anderen Kalkulationsverfahren der Sektor I Vorteile hätte, welche die anderen Abteilungen davon abhielten, in die gesellschaftliche Arbeitsteilung einzutreten. Sie würden bei vertikaler Integration (Subsystembildung) mehr Profit erwirtschaften. Nur bei der ‚Wertrechnung‘ kann sich niemand benachteiligt fühlen. Darüber hinaus findet man den Lieferantenkredit in der Realität an jeder Ecke, was von Reswitching etc. nicht gerade behauptet werden kann.“

Abgesehen davon ist mir nicht ganz verständlich, weshalb nur der Sektor I Zahlungsziele in einer ‚Urperiode‘ einräumen soll. Die industrielle Produktion ist ein simultaner und kontinuierlicher Prozeß. Die sukzessivistische Agrarkonzeption wird dem nicht gerecht. Aber ich weiß aus Erfahrung ein Lied davon zu singen, wie schwer es fällt, sich von dieser eingeübten Denkweise zu befreien. Gewiß bietet sich in der Zukunft noch öfters die Gelegenheit, die Problematik zu diskutieren.“

Wer hätte gedacht, daß sich diese Prophezeiung so rasch und *coram publico*, wengleich mit Vorbande, erfüllen sollte?! Klärungsbedürftig bleibt nur, weshalb meine Gegenrede ungehört verhallte. Welche Motivation bewegt einen sicherlich einflußreichen, geländekundigen Helfer, seinen Schützling mangelhaft präpariert ins Rennen zu schicken? Sollte da insgeheim auf ein *Greshamsches* Gesetz der Theoriedynamik gesetzt werden? Fungiert da wer als Hahnmann, der in gutem Glauben krampfhaft eine minderwertige Münze der Zirkulation anzudienen sucht? Fragen über Fragen. Schauen wir, welche Antworten die Fortsetzung der Beweisaufnahme bringt.

Kurz, die Konkurrenz muß es auf sich nehmen, alle Begriffslosigkeit der Ökonomen zu erklären, während die Ökonomen umgekehrt die Konkurrenz zu erklären hätten.

Karl Marx

## 2. Neoricardianismus? Neoricardianismus!

Eine nüchterne Bestandsaufnahme zeichnet ein jämmerlich trostloses Bild der neoricardianischen Theorie. Statt einer weitläufigen und minutiösen Ortsbesichtigung des Scherbenhaufens müssen wir uns hier mit einem lakonischen Ergebnisprotokoll begnügen<sup>17)</sup>. Es inventarisiert in Stichworten die größten Widersprüche, Versäumnisse und Kuriositäten der „Warenproduktion mittels Waren“. Werfen wir zuerst einen Seitenblick auf die hinteren Teile der Ruine:

- Sraffas Kuppelproduktionsmodell verlangt zwingend die Übereinstimmung der Zahl der Waren mit der der Prozesse. Diese fundamentale Voraussetzung ist völlig aus der Luft gegriffen und entbehrt jeder ökonomischen Erklärung. Tatsächlich verhindert die Prämisse von vornherein die adäquate Analyse der in Angriff genommenen Problemstellung (S. 284).
  - Erlaubt man trotzdem für einen Augenblick ein „quadratisches“ System, werden „Perversitäten“ auf den Plan gerufen, die in krassem Widerspruch zu den Aussagen der Einzelproduktion bzw. zu den Lehren David Ricardos stehen (S. 286ff.)<sup>18)</sup>:
  - Lohnsatz und Profitrate können sich *gleichgerichtet* verändern. Die resultierenden Höcker der Lohnkurven bringen es mit sich, daß bestimmten Lohnsätzen *mehrere* Profitraten entsprechen.
  - Die Sraffa-Theorie zeichnet u. U. eine Technik als kostenminimal aus, in welcher der Reallohn *nicht* am höchsten ist.
  - Die kostenminimierende Technik führt eventuell zu *negativen* Preisen.
  - Die Existenz eines kostenminimierenden Systems ist keineswegs garantiert.
  - Ausgehend von einer Technik mag eine andere lukrativer erscheinen, während von dieser aus betrachtet wiederum erstere präferiert wird.
- Angesichts dieses Fiaskos eines Forschungsprogramms wäre zu erwarten gewesen, eine rigorose Suche nach den Ursachen des Debakels hätte begonnen. Von wegen. Zwar konnte man die als Schönheitsfehler verniedlichten Gebrechen nicht ganz verbergen, aber die Inspektion der tragenden Grundpfeiler blieb aus. Dabei leidet bereits die Einzelproduktion an gravierenden Schwächen, die das Vertrauen in die neoricardianische Konstruktion endgültig erschüttern:
- Ein *verschwindender* Lohnsatz ist mit einer *endlichen* Profitrate verbunden (S. 221ff.).
  - Sofern Nichtbasiswaren vorhanden sind, gibt es keine Gewähr für die Existenz einer einheitlichen Profitrate bei positiven Preisen (S. 251ff.).

<sup>17)</sup> Eine detaillierte Schilderung birgt meine „Warenproduktion mittels Arbeit“. In der folgenden Aufzählung beziehen sich die Seitenzahlen auf dieses Buch.

<sup>18)</sup> „Kleinere“ Blessuren, wie sie etwa Sraffas Standardware verunstalten, wurden ausgeblendet.

- Die an der Profitrate orientierte Technikwahl führt weder stets zum profitmaximalen Verfahren noch zu technischem Fortschritt (S. 257ff.).
- Mit der Profitrate variiert die prozentuale Aufteilung des Gesamtgewinns auf die Sektoren (S. 277).
- Schließlich kann es vorkommen, daß ein Sektorengewinn bei *steigender* Profitrate *fällt et vice versa* (S. 274).

Jedes der hier unkommentiert aufgelisteten Phänomene schlägt schon für sich genommen *jeder* ökonomischen Logik die flache Hand ins Gesicht. Erst recht muß(te) das massierte Auftreten solcher Paradoxa zur radikalen Neuorientierung zwingen. Und damit ist das Desaster der neoricardianischen Theorie noch unvollständig referiert. Selbst in der einsektoralen Weizenwirtschaft Ricardos, die zum kanonisierten Standardrepertoire gehört, reiht sich Malheur an Malheur. Gegen Pfiße für ihre Luftnummern sind unsere Artisten indes dank einer gewaltigen Imaginationsleistung gefeigt: Augen zu und durch, lautet die Devise, *the show must go on*:

- Wollten die Pächter wirklich die Profitrate maximieren, wie ihnen fortgesetzt untergeschoben wird, dürften sie nie und nimmer akkumulieren, denn die Profitrate sinkt mit zunehmendem Arbeitseinsatz (S. 153ff.).
- Das von Ricardo sowohl im „Essay“ als auch in den „Principles“ erwähnte Profitmaximum kehren seine Möchtegern-Erben regelmäßig unter den Teppich (S. 157ff.).
- Bei einer hinreichend hohen Beschäftigung kann eine Lohnsatzvariation mit einer *gleichgerichteten* Profitratenänderung einhergehen (S. 164f.).

Vor diesem Hintergrund nicht enden wollender Ungereimtheiten ist die Entstehungsgeschichte meines Bortkiewicz-Kommentars zu sehen. Am *locus classicus* galt es, das tradierte Produktionspreiskonzept sowie die damit verknüpfte Interpretation des Transformationsproblems zu prüfen. Das Bortkiewicz-Modell eignet sich nämlich hervorragend als Folie, die Kardinalfrage zu durchleuchten, die hinter dem ganzen Schlamassel steckt: Welche Eigenschaften müssen gleichgewichtskompatible Werte erfüllen? In dem von Bortkiewicz aufgespannten Rahmen treten in den Zweigen jeweils zwei Inputs auf: konstantes sowie variables Kapital. Meine Untersuchung sollte ans Licht bringen, welche Effekte die Ausschüttung des Überschusses auf die *drei* denkbaren Bemessungsgrundlagen zeitigt. In der Literatur wurden bis dato lediglich zwei Varianten, allerdings nie im direkten Vergleich, analysiert. Der Kürze halber nannte ich die klassische Methode der Wertermittlung – den Gewinn in Proportion zur Summe von konstantem und variablem Kapital umzulegen – Bortkiewicz-Preisrechnung. Infolgedessen sind die Lohngüter – unabhängig vom *Zeitpunkt* der Lohnzahlung! – profittragend. Im Kontrast dazu dient in der Sraffaschen Theorie bloß der Materialaufwand als Bezugsgröße des Gewinns. Darum taufte ich die in dieser Manier kalkulierten Tauschrelationen Sraffa-Preise<sup>19)</sup>.

Beide Verfahren führen zu einer anderen Distribution. Streit liegt (nicht nur) in der Luft: Wären dies die einzigen Alternativen der Ermittlung von Produktionspreisen, käme überhaupt keine sektorale Arbeitsteilung zustande; (wenigstens) eine benachtei-

<sup>19)</sup> Was macht Lager aus meinem Kriterium? „Das, was Professor Helmedag ‚Sraffa-Preise‘ nennt“, flunkert er, „sind hingegen Produktionspreise, die resultieren, wenn der Reallohn konstant gehalten *und* die Arbeit am Ende der Periode remuneriert wird“. Vgl. *Lager, Chr.*, a.a.O., S. 465. Tatsächlich habe ich nirgendwo einen *konstanten* Reallohn unterstellt, geschweige denn spielt der Lohnzahlungstermin eine entscheidende Rolle. Weiter im Text.



ligte Abteilung hätte immer Grund auszuscheren. Statt horizontaler Arbeitsteilung dominierte vertikale Integration, auf die Inanspruchnahme von Zulieferern würde verzichtet werden. Welche Methode der Profitausschüttung auf die Sektoren ist *Vorbedingung* einer gesellschaftlichen Arbeitsteilung?

Jetzt schlägt die Stunde der dritten, früher immer vernachlässigten Kalkulationsbasis: Wider Erwarten bewähren sich die Lohnkosten als das tragfähige, allgemein akzeptable Fundament zur Aufteilung des Überschusses. Hat man sich erst einmal von den alten, fest eingebrannten Stereotypen befreit und das Bewußtsein geschärft, daß Arbeit in den Modellen der einzige originäre, das heißt nicht kapitalistisch produzierte Faktor ist, wird diese Lösung des Gordischen Knotens zur naheliegendsten Sache der Welt. Ausschließlich die Arbeit ist „exogener“ Input, sie allein besitzt eine ursprüngliche produktive Potenz. Eine konsistente Surplusverteilung *muß* im Verhältnis zu ihrem Einsatz erfolgen. Andere Varianten haben keine Chance. Endlich eröffnet sich die Perspektive, Schumpeters Hauptthema zu entfalten: Der *Unternehmer* optimiert den Produktionsprozeß, was auf eine möglichst effiziente Verwendung der *Arbeit* hinausläuft; der *Kapitalist* erstrebt hingegen eine nach Kräften hohe Verzinsung seines *Geldes*. Deswegen wurde in meiner „Warenproduktion“ dieser Superware hohe Aufmerksamkeit geschenkt. Lager läßt nirgends erkennen, von der Argumentationsfigur die Spur einer Ahnung erlangt zu haben.

Statt dessen feiert die fixe Idee fröhliche Urständ, irgendetwas „Vorgesprochenes“, soll heißen: Vorfinanziertes, müsse die Verteilungsbasis des Profits einer sektoral differenzierten Wirtschaft abgeben. Demnach berechnet ein Unternehmer, gleich ob Automobilfabrikant oder Kneipenwirt, seinen Gewinn immer schön brav auf das ihm Gehörende, welches er vorab im Barkauf redlich erworben hat. So funktionieren aus neoricardianischer Sicht kapitalistische Marktwirtschaften. Die Trennung zwischen Produktionssphäre und Finanzbeziehungen bzw. Manager und Investor findet darin keinen Platz. Bankkredite, Wechsel, Zahlungsziele, Ratenkauf – rein zufällige Erscheinungen ohne grundsätzliche Bedeutung. Vogel Strauß läßt grüßen.

Ganz in diesem Sinne schwindelt Lager, die von mir kontrastierten Modellvariationen „... unterscheiden sich ausschließlich durch die Annahme über die Zahlungszeitpunkte für zirkulierendes konstantes und variables Kapital“<sup>20)</sup>. Weil er bei mir eine solche Aussage vergeblich sucht, gerät mein Widerpart etwas in Beweisnot. Um den Anschein zu erwecken, es gäbe doch eine solche Prämisse meinerseits, suggeriert er, ich nähme an, daß die „Unternehmer, Bonität vorausgesetzt, einander ein Zahlungsziel [von einer Periode] einräumen“<sup>21)</sup>. *Diesmal* stammt der eckige Klammerzusatz von Lager, wenngleich er das offen läßt. Freilich ist damit die Elastizität der Quellentreue Lagerscher Zitate beileibe nicht erschöpft: Wenige Seiten später schreibt er in Anführungszeichen: „Unternehmer räumen einander ein Zahlungsziel von einer Periode ein“<sup>22)</sup>. Sang- und klanglos wurde die berühmt-berüchtigte (Produktions- alias Zahlungs-) Periode ihres (bescheidenen) Ursprungszeugnisses beraubt und wird nun als mein Geschöpf präsentiert. Widerspruch: „In einer Wirtschaft, in der nicht nur Büroklammern gebogen und Tageszeitungen gedruckt, sondern auch Wolkenkratzer errichtet und Schiffe auf Kiel gelegt werden“, konterte ich (vergeblich) vorbeugend, „ist

<sup>20)</sup> Vgl. Lager, Chr., a.a.O., S. 464.

<sup>21)</sup> Ebenda, S. 465.

<sup>22)</sup> Ebenda, S. 468.

jede Produktionsperiode ein willkürliches Konstrukt<sup>23</sup>). Nochmals: Mein Anliegen war es aufzuspüren, welche *Bemessungsgrundlage* des Profits (nicht des Zinses!) ein Gleichgewicht stiftet. Produktionsperioden führen dabei in die Irre. Im übrigen tragen auch Sraffas Preise kein Datum, obwohl er von einem „annual cycle of production with an annual market“ spricht<sup>24</sup>).

Um die eingeschliffenen Vorurteile zu beseitigen, habe ich den Leser gebeten, sich zunächst vorzustellen, es bestünden Kreditverflechtungen, welche eine Vorfinanzierung der variablen Kosten überflüssig machten. Damit war die Bahn frei, das *unternehmerische* Verhalten unter die Lupe zu nehmen. Denn der erzeugte Überschuß muß „irgendwie“ verteilt werden, selbst wenn *kein* Einsatzfaktor *ex ante* für klingende Münze beschafft worden ist. Von Smith bis Sraffa leiden die Untersuchungen an dem Manko, unreflektiert und stillschweigend von einer Personalunion des Kapitalisten und des Unternehmers auszugehen. Indem die beiden Charaktermasken regelmäßig in einen Topf geworfen werden, verbaut man sich den Weg der korrekten Produktionspreiskalkulation. Deshalb wurde die Transformation von Werten in Preise überhaupt erst zum Problem.

Die Denkblockaden sind kein Zufall. Die „kapitalistische“ Mentalität hat das Alltagsbewußtsein mit solcher Macht durchdrungen, daß sogar kritische Geister zäh an diesem Raster kleben (bleiben). So verdrängen unter Druck geratene Neoricardianer plötzlich ihre eigenen Lehren und substituieren Finanzanlagen durch Kapital schlechthin, das gleichzeitig zur festen Größe gerinnt: „Ein Kapitalist wird die ihm zur Verfügung stehende Kapitalsumme derart allozieren, daß diese einen maximalen Profit abwirft“<sup>25</sup>), heißt es gebetsmühlenartig. Aber das Placebo für den *common sense* verfehlt seine Wirkung.

Die Maximierung der Zinsen pro investierter Geldeinheit motiviert eben *nicht* den *Unternehmer*: Zinsen für Fremdkapital bzw. kalkulatorische Eigenkapitalzinsen sind für ihn *Fixkosten*<sup>26</sup>). Sie müssen langfristig den Deckungsbeitrag unterschreiten, der im Gleichgewicht proportional zum Arbeitsaufwand anfällt, keineswegs zu irgendeinem „Vorschuß“. „Die kapitalistische Verwertung der allgemeinen Ware, des Geldes“, erläuterte ich, „ist *zugleich Bedingung und Beschränkung* der Erzeugung besonderer Waren, der unternehmerischen Verwertung der Arbeit“<sup>27</sup>). Nicht meine Frage ist „falsch“, ob eine Distribution nach Maßgabe des variablen Kapitals konkurrenzfähig ist, sondern völlig daneben liegt der Satz: „Die Höhe sektoraler Profite ist .. für einzelwirtschaftliche Entscheidungen irrelevant und kann auch niemals ein Argument für oder gegen ein Preissystem sein“<sup>28</sup>). Gerade die sektoralen Profite fungieren als Dreh- und Angelpunkte des Geschehens.

Die tief verwurzelte Konfundierung der Zielsetzungen beider Wirtschaftssubjekte ließ meine Interpretationshilfen ins Leere laufen. Vorschnell verkürzt Lager meinen

<sup>23</sup>) *Helmedag, F.*, Warenproduktion ..., a.a.O., S. 215. Selbstverständlich besitzt die durchschnittliche *Zahlungszeit* empirischen Gehalt, wobei das europäische Süd-Nord Gefälle ins Auge springt. Es erstreckt sich in Tagen von Italien (90), über Spanien (80) nach Dänemark (36). Vgl. Süddeutsche Zeitung, Nr. 94 (25. 04. 94), S. 2.

<sup>24</sup>) Vgl. *Sraffa, P.*, Production of Commodities by Means of Commodities. Prelude to a Critique of Economic Theory. Cambridge 1960, S. 10.

<sup>25</sup>) *Lager, Chr.*, a.a.O., S. 467 und passim.

<sup>26</sup>) Vgl. zum folgenden *Helmedag, F.*, Warenproduktion ..., a.a.O., S. 321ff.

<sup>27</sup>) Ebenda, S. 321.

<sup>28</sup>) *Lager, Chr.*, a.a.O., S. 467.

Gedankengang auf eine bloße Variation des Termins, zu dem die Rechnungen fällig werden. Zusätzlich betreibt er Komplexitätsreduktion, indem angeblich lediglich der Sektor 1 exakt eine Periode auf die Begleichung der Produktionsmittel warte, während die anderen sofort kassierten<sup>29)</sup>. Notwendig für die Existenz „des ‚Helmedag-Gleichgewichts‘ ist“, versichert er (sich), „daß im Sektor 1 ausschließlich Philantropen oder Dummköpfe tätig sind, in den Sektoren 2 und 3 hingegen nur Egoisten und Kluge produzieren“<sup>30)</sup>. Mit dieser, aus wessen Fingern auch immer gesogenen vermeintlich „korrekten Formalisierung der Helmedagschen Annahmen bezüglich der Zahlungsziele“<sup>31)</sup> hakt er endlich das heiß ersehnte Resultat ab. Was wir nicht verstehen (wollen), erklären wir uns. Prima.

Einmal auf Touren, rotiert mein Kommentator weiter. Bei Fixkapital müßten seiner Meinung nach die Zahlungsziele erheblich ausgedehnt werden. Hält ein Betriebsgebäude 40 Jahre, schließt er messerscharf, würde die Rechnung erst nach 40 Jahren beglichen werden. „Welcher Baumeister“, fragt er pikiert, „würde derart lange Zahlungsziele einräumen?“<sup>32)</sup> Zunächst einmal offenbart das Zitat, auf welcher Höhe der Zeit der Schlaue aus Graz ist: Baumeister haben schon lange das Handtuch geworfen, wengleich, wie Lager im Selbstversuch beweist, in Österreich das edle Handwerk des Büchsenspanners wieder Karrierechancen offeriert. Halten wir ihm kräftig die Daumen. Jedenfalls hatte die Zunft der Baumeister damals ebensowenig mit der Finanzierung des Gewerkes etwas am Hut wie die Spezies der Architekten heute. Immerhin verbreitet Lager Hoffnung: „... vielleicht kennt Professor Helmedag einen Baumeister oder Maschinenfabrikanten, der zu einem Ratengeschäft bereit ist und sich mit jährlichen Zahlungen im Ausmaß der Abschreibungen begnügt“<sup>33)</sup>. Vielen Dank für das Vertrauen. Um so mehr bedauert der Philantrop, diesmal passen zu müssen. So leid es mir tut, dafür gibt's – man höre und staune – Profis, Banken beispielsweise. Pardon, das war erneut zuviel der schnöden Wirklichkeit.

Auf derselben (Tief-)Ebene bewegt sich Lagers Abhandlung meiner Überlegung, wonach die klassische bzw. neoricardianische Kalkulation eine gesellschaftliche Arbeitsteilung verhindere. Denn die Sektoren profitierten bei den verschiedenen Verfahren in unterschiedlichem Maße. Im Bortkiewicz-Beispiel hätte sogar „... die Arbeitswertlehre die Mehrheit der Sektoren hinter sich. Doch sie darf nicht nur deswegen Überlegenheit beanspruchen“<sup>34)</sup>. Wie gewohnt rearrangiert Lager mein Material. Frank und frei läßt unser talentierter Autor Professor Helmedag den „kühnen“ Schuß ziehen: „Weil [!] ‚die Arbeitswertlehre die Mehrheit der Sektoren hinter sich hat‘, könne sie auch [!] ‚Überlegenheit beanspruchen‘“<sup>35)</sup>. Anders herum wird ein Schuh draus: Egal welche Zahlen und wieviele Zweige man nimmt, den Bortkiewicz- oder den Sraffa-Preisen würde *stets mindestens* einer die Zustimmung verweigern: Die Eigenherstellung der Vorprodukte wäre für ihn lukrativer.

Es kommt noch besser: Unmittelbar nachdem Lager meine Aussage gemäß seinem Bilde geformt hat, moniert er die mir eigenen methodischen Mängel und tadelt „die originellen Vorstellungen, die Professor Helmedag über die Wirkungsweise einer

<sup>29)</sup> Vgl. ebenda, S. 468.

<sup>30)</sup> Ebenda, S. 468.

<sup>31)</sup> Ebenda, S. 469.

<sup>32)</sup> Ebenda, S. 467.

<sup>33)</sup> Ebenda, S. 468.

<sup>34)</sup> Helmedag, F., Zur Berechtigung ..., a.a.O., S. 449.

<sup>35)</sup> Lager, Chr., a.a.O., S. 466.

Marktwirtschaft besitzt“<sup>36</sup>). Zugegeben, in dieser Hinsicht gebührt der neoricardianischen Eidetik ein Spitzenplatz. „Allerdings fällt die Entscheidung, auf welche Weise sich Konkurrenzpreise bilden“, habe ich statt dessen profan bemerkt, „nicht auf demokratische Art im Stil ‚Ein Sektor, eine Stimme‘. Wie bei der Entstehung des Geldes handelt es sich um einen *gesellschaftlichen* Prozeß“<sup>37</sup>). Man drehe es, wie man will: Wer die soziale Dimension ökonomischer Institutionen mißachtet, schürft notgedrungen an der Oberfläche. Dementsprechend gerät die neoklassische Anstrengung, die Kaufkraft des Zeichengeldes rein individualistisch zu begreifen, unausweichlich zum Eiertanz<sup>38</sup>). Ebenso verhält es sich mit unserem Sujet: Wettbewerbsfähig ist einzig und allein jenes Verfahren der Produktionspreisbildung, für das *alle* Akteure votieren. Der Volkswirt ist deshalb aufgerufen, seinen unternehmerischen *Homunkulus* endlich vom kapitalistischen Vorschußdenken als Leitlinie des Handelns zu befreien.

Den unzähligen Todesanzeigen zum Trotz hielt sich die Arbeitswerttheorie nicht grundlos die vielen Jahre über Wasser. Empirisch schneidet sie ohnehin recht passabel ab – jedenfalls im Vergleich zu anderem, was die ökonomische Theorie sonst aufischt. Ferner beherrscht sie seit der Industriellen Revolution den öffentlichen Diskurs realwirtschaftlicher Abläufe. In Ermanglung des akademisch abgeseigneten Vokabulars sind sich jedoch die Beteiligten heute darüber weitaus weniger im Klaren als früher. Aber genau betrachtet ergeben die Stichworte Außenhandel, Lohnhöhe und Preisniveau, technischer Fortschritt, *lean production* usw. ausbuchstabiert ein ums andere Mal Arbeitswertlehre. Ihre Rehabilitation bestätigt die ursprüngliche Konzeption von Smith, Ricardo und Marx. Hiermit eröffnen sich einer praktisch relevanten Politischen Ökonomie weitreichende Perspektiven. Da überdies das Hauptanliegen Sraffas erfüllt wird, den Zusammenhang zwischen Mehrprodukt und Profit zu knüpfen, sollten jene, die sich zum klassischen Vermächtnis bekennen, ihre Eitelkeiten tiefer hängen und weniger voreingenommen bedenken, welche Stärke eine 100 %ige Arbeitswertlehre einem geläuterten Neoricardianismus zu verleihen vermag.

#### Literatur

- Hellwig, M. (1993), The Challenge of Monetary Theory. In: European Economic Review, Bd. 37, S. 215–242.
- Helmedag, F. (1986), Die Technikwahl bei linearer Einzelproduktion oder Die dritte Krise der Profitrate. Frankfurt a. M., Bern, New York.
- Helmedag, F. (1991), Lohn- und Profitkurven. In: Wirtschaftswissenschaftliches Studium (WiSt), 20. Jg., S. 408–412.
- Helmedag, F. (1992), Warenproduktion mittels Arbeit. Zur Rehabilitation des Wertgesetzes. 2. Aufl., Marburg 1994.
- Helmedag, F. (1993), Zur Berechtigung der grundlegenden theoretischen Konstruktion von Marx im ersten Band des „Kapital“. In: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Bd. 212, S. 442–450.

<sup>36</sup>) Ebenda, S. 466.

<sup>37</sup>) Helmedag, F., Warenproduktion, a.a.O., S. 200f.

<sup>38</sup>) Vgl. als Überblick Hellwig, M., The Challenge of Monetary Theory. In: European Economic Review, Bd. 37 (1993), S. 215–242. Ein weiteres Demonstrationsobjekt wäre die „Neue“ Finanzwissenschaft mit ihrem Bemühen, das Verhältnis der Bürger zum Staat äquivalenzorientiert in den Griff zu bekommen.

- Hirsch, J.* (1994), Wert und Preis auf „unvollkommenen“ Märkten. In: Ott, A. E. (Hrsg.), Probleme der unvollkommenen Konkurrenz, S. 3–44, Tübingen.
- Kurz, H. D., Gehrke, Ch.* (1994), On the Choice of Technique: A Comment. In: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Bd. 213, S. 100–106.
- Lager, Ch.* (1995), Über einen weiteren vergeblichen Versuch zur Rechtfertigung der Arbeitswertlehre. Ein Kommentar zu Professor Helmedag. In: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Bd. 214, S. 463–469.
- Sraffa, P.* (1960), Production of Commodities by Means of Commodities. Prelude to a Critique of Economic Theory. Cambridge.

Prof. Dr. Fritz Helmedag, TU Chemnitz-Zwickau, Lehrstuhl Volkswirtschaftslehre (Mikroökonomie), Reichenhainer Str. 39, D-09107 Chemnitz.